

(Nachdruck verboten.)

82]

Das Duell.

Roman von M. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gese.

Mit solchen Gedanken schlenderte Romaschow jetzt häufig in den warmen Nächten Ende Mai durch die Stadt. Ohne daß er es selbst bemerkte, wählte er immer ein und denselben Weg, vom Judenkirchhof zum Flußdamm und dann zur Eisenbahn. Bisweilen kam es vor, daß er ganz hingerissen von dieser für ihn neuen, leidenschaftlichen Geistesarbeit sich den durchschrittenen Weg nicht merkte und plötzlich, wenn er dann, wie aus einem Traume zu sich kam, nahm er voll Erstaunen wahr, daß er sich am anderen Ende der Stadt befand.

Und jede Nacht ging er an Schurotschkas Fenster vorüber, ging auf der anderen Straßenseite heimlich den Atem anhaltend mit klopfendem Herzen und einem Gefühl, als wenn er ein heimliches, schändliches, diebisches Werk vollführte. Wenn in Nikolajews Gastzimmer die Lampe ausgelöscht wurde und die schwarzen Scheiben vom Mondlicht trübe glänzten, versteckte er sich am Zaun, preßte die Hände fest gegen die Brust und sagte in heiß fliehendem Flüstertone:

„Schlaf, meine Schöne, schlaf, meine Liebe; ich bin bei Dir, ich beschütze Dich!“

In solchen Augenblicken fühlte er in seinen Augen Tränen, aber in sein Herz schlich sich neben der Zärtlichkeit, der Nührung und aufopfernden Ergebenheit blinde, tierische Eifersucht des reifen, brünstigen Mannes ein.

Eines Tages war Nikolajew zum „Wint“spiel beim Regimentkommandeur eingeladen. Romaschow wußte das. Als er nachts auf der Straße ging, spürte er hinter einem Zaun aus einem Garten den würzigen, starken Duft von Narzissen. Er sprang über den Zaun und rief in der Dunkelheit, wobei er sich die Hände mit feuchter Erde beschmutzte, ein ganzes Bündel dieser weißen, zarten, feuchten Blumen aus dem Beet.

Das Fenster zu Schurotschkas Schlafzimmer war geöffnet; es ging auf den Hof hinaus und war nicht beleuchtet. Mit kühner Berwegenheit, die er selbst nicht an sich erwartet hatte, schlüpfte Romaschow in die kreischende Pforte, trat an die Wand und warf die Blumen ins Fenster. Im Zimmer rührte sich nichts. Drei Minuten stand Romaschow da und wartete, und die Schläge seines Herzens erfüllten die ganze Straße. Dann trat er, sich krümmend, rot vor Scham, auf den Zehenspitzen wieder auf die Straße.

Am nächsten Tage erhielt er von Schurotschka einen kurzen, bösen Brief:

„Wagen Sie das niemals wieder. Zärtlichkeiten à la Romeo und Julia sind lächerlich, besonders wenn sie in einem kaiserlich russischen Infanterie-Regiment vorkommen.“

Am Tage bemühte sich Romaschow, sie wenigstens von weitem auf der Straße zu sehen, aber das trat zufällig nicht ein. Oft, wenn er von weitem eine Dame sah, deren Gestalt, Gang und Hut an Schurotschka erinnerten, lief er mit krampfhaft klopfendem Herzen, unterbrochenem Atem und mit dem Gefühl hinterher, daß seine Hände vor Erregung kalt und feucht wurden. Und jedesmal, wenn er seinen Irrtum bemerkte, empfand er im Innern Gram, Einsamkeit und eine gewisse tödliche Leere.

18.

Ende Mai hängte sich in Hauptmann Dsadschis Kotte ein junger Soldat auf, und zwar, infolge einer sonderbaren Schicksalsfügung, geschah das am selben Tage, an dem im vorigen Jahre ein ähnlicher Fall in dieser Kotte vorgekommen war. Als man ihn obduzierte, war Romaschow gerade stellvertretender Offizier vom Dienst und mußte daher bei der Obduktion zugegen sein. Der Soldat war noch nicht völlig sezirt. Romaschow bemerkte, daß von seinem in Stücke zerschrittenen, geöffneten Körper der schwere Geruch frischen Fleisches, wie von einem Schlachtthiere, ausging, das am Eingang von Fleischerbuden hängt. Er sah seine grau-blauen, verschleimten, glänzenden Eingeweide, sah den Inhalt seines

Magens, sah sein grau-gelbes, vielfach gewundenes auf dem Tische von jedem Schritt zitterndes Gehirn wie Gelee, das aus der Form gestülpt ist. Alles das war neu, schrecklich und widerwärtig und verurachte ihm gleichzeitig eine ekelhafte Nichtachtung des Menschen.

Von Zeit zu Zeit kamen im Regiment Tage vor, an denen allgemeine chronische, unsinnige Saufgelage veranstaltet wurden. Vielleicht geschah das in den Augenblicken, wo die zufällig zusammengewürfelten, aber alle zur selben öden Untätigkeit und unsinnigen Grausamkeit verdamnten Menschen plötzlich einander in die Augen blickten und dort im verwirrten und bedrückten Bewußtsein eine Art heimlichen Schreckens,ummer und Wahnsinn bemerkten. Und dann trat das ruhige, satte Leben, wie bei gefangenen Stieren, gleichsam plötzlich über seine Ufer.

So geschah es auch nach jenem Selbstmorde. Den Anfang machte Dsadschi. Zufällig kam eine Reihe von Festtagen hintereinander, und während dieser Tage spielte Dsadschi verzweifelt und trank übermäßig viel. Sonderbar: Der riesige Wille dieses großen, starken raubtierähnlichen Menschen rief das ganze Regiment wie in einem tollen Strudel hinter sich her in die Tiefe, und während der ganzen Dauer dieser wüsten, krankhaften Sauferei schmähete Dsadschi mit zynischen, garstigen, unanständigen und herausfordernden Worten, als suchte er einen Halt oder Widerspruch, eben den Selbstmörder.

Es war sechs Uhr abends. Romaschow saß mit den Füßen auf dem Fensterbrett und piffte leise ein Faustwalzer. Im Garten schrien Sperlinge und schwatzen Elstern. Der Abend war noch nicht angebrochen, aber zwischen den Bäumen wallten schon leichte, nachdenkliche Schatten.

Plötzlich sang am Hauseingang jemand laut und begeistert aber falsch:

„Die Pferde rasen, Ketten klirren
Die Rosse schäumen und schäumen laut . . .“

Donnernd flogen beide Türen auf, und Wetkin stürzte ins Zimmer hinein. Kaum das Gleichgewicht bewahrend sang er weiter:

„Herren und Damen bliden verzweifelt
Den Davonjagenden nach.“

Er war betrunken, schwer benebelt, noch vom gestrigen Tage. Seine Augenlider waren infolge einer schlaflosen Nacht gerötet und fielen zu. Die Mütze saß im Nacken. Der noch nasse Schnurrbart erschien dunkel und hing in zwei starren Zapfen wie bei einem Walroß herab.

„R—romuald! Syrischer Ein siedler, laß Dich küssen!“ heulte er durch das ganze Zimmer. „Was machst Du für ein jaures Gesicht? Komm, Bruder. Da ist's lustig: Spielen, singen. Komm.“

Er küßte Romaschow fest und lange auf die Lippen und befeuchtete sein Gesicht mit seinem Schnurrbart.

„Genug, genug, Pawel Pawlitsch,“ widerlegte sich Romaschow schwach, „was soll dieses fälbermäßige Entzücken?“

„Freund, Deine Hand! Höhere Tochter. In Dir liebe ich meine früheren Leiden und entschwindene Jugend. Dsadschi hat sich eben ein Denkmal gesetzt, daß die Scheiben zitterten. Romaschowitsch, ich liebe Dich, Bruder! Laß Dich küssen, richtig russisch auf die Lippen!“

Romaschow war das dicke Gesicht Wetkins mit verglasten Augen, der seinem Munde entströmende Geruch und die Berührung seiner feuchten Lippen und des Bartes widerwärtig. Aber er war in solchen Fällen stets wehrlos und lächelte jetzt nur künstlich und matt.

„Wart, weshalb bin ich zu Dir gekommen? . . .“ schrieb Wetkin schluckend und schwankend. „Es war etwas wichtiges, nun weiß ich's. Freund, ich habe Bobetinski ausgebeutet. Verstehst Du — bis auf den Grund, bis auf die letzte Kopeke. Es kam so weit, daß er hat, unbar zu spielen. Na, ich sage ihm: „Nicht doch, Freundchen, warten Sie mal, wollen wir das nicht etwas sanfter machen?“ Da seht er seinen Revolver. Hier ist der Revolver, sieh.“ Wetkin zog aus dem Beinkleid, wobei er die Tasche nach außen kehrte, einen kleinen, schönen Revolver in grauem, wildledernem Futteral. „System Merwin. Ich frage: „Was ist der wert? Fünfundzwanzig Rubel. — Zehn! — Fünfzehn.“ — Der Teufel soll Dich holen! Er jetzt einen Rubel auf Farbe. Was, was, was, was. — Beim fünften Abzug nahm ich seine

Dame — wupp! Guten Morgen, Herr Fischer. Ihm blieb noch etwas übrig. Den prächtigen Revolver und die Patronen war er los. Da hast Du ihn, Romaschowitzsch. Zum Andenken und als Zeichen unserer zärtlichen Freundschaft schenke ich Dir den Revolver; denke stets daran, welch tapferer Offizier Wetkin ist. Ei, sind das Sachen!

„Was soll das, Pawel Pawlitsch, stecken Sie das Ding ein.“

„Was! glaubst Du, er schießt nicht? Damit kann man einen Elefanten töten. Wart, wir wollen gleich die Probe machen. Wo hält sich Dein Knecht auf? Ich gehe hin und bitte ihn um eine Scheibe. He, Knecht, Waffenträger!“

Mit schwankenden Schritten trat er in den Flur hinaus, wo Sainan sich gewöhnlich aufhielt, lärmte dort einen Augenblick umher und kehrte gleich darauf, die Büste Buschins unter den rechten Ellbogen geklemmt, zurück.

„Genug, Pawel Pawlitsch, das geht nicht,“ hielt Romaschow ihn schwach zurück.

„Ach Unsinn! Irgend ein Zivilist. Wir sehen ihn — da auf den Schemel. Steh ruhig, Kanaille!“ drohte Wetkin der Büste mit dem Finger. „Verstanden? Ich hau Dir eins runter.“

Er trat beiseite, lehnte sich neben Romaschow gegen das Fensterbrett und zog den Sahn auf. Aber dabei fächelte er so ungeschickt und mit so trunkenen Gebärden mit dem Revolver in der Luft herum, daß Romaschow erschreckt das Gesicht verzog und in Erwartung eines unvermuteten Schusses beständig mit den Augen blinzelte.

Die Entfernung war nicht größer als acht Schritte. Wetkin zielte lange und richtete die Mündung nach verschiedenen Seiten. Endlich schoß er, und an der Büste trat auf der Wange ein großes, unregelmäßiges, schwarzes Loch hervor. Romaschows Ohren klangen von dem Schuß.

„Gaste gesehen!“ schrie Wetkin. „Nun, da nimm ihn also zum Andenken und denk an meine Liebe. Jetzt zieh aber den Rock an und — hopp! ins Kasino zum höheren Ruhm der russischen Waffen.“

„Pawel Pawlitsch, wirklich, es lohnt sich nicht, wirklich, es ist überflüssig,“ bat Romaschow ihn frostlos.

Aber er konnte ihm keine Absage geben: er fand dazu weder bestimmte Worte noch einen festen Ton. Und indem er sich innerlich wegen seiner läppiichen Willenlosigkeit schalt, zog er langsam hinter Wetkin her, der unsicher aber kühn längs den Gemüsebeeten an Gurken und Kohl vorbeischnitt.

Es war ein zügelloser, lärmender, dunstiger, wirklich ein wahnwitziger Abend. Zuerst wurde im Kasino getrunken, dann fuhr man zum Bahnhof Glühwein trinken, dann kehrte man wieder ins Kasino zurück. Zuerst genierte sich Romaschow, ärgerte sich über sich selbst wegen seiner Nachgiebigkeit und hatte die üble Empfindung ekelhaften Widerwillens, den jeder Rächterne in Gesellschaft Betrunkener empfindet. Das Lachen erschien ihm unnatürlich, die Witze leicht, der Gesang falsch. Aber der heiße Rotwein, den er auf dem Bahnhof getrunken, stieg ihm plötzlich zu Kopf und erfüllte ihn mit lärmender, krampfhafter Lustigkeit. Vor seinen Augen hing ein grauer Vorhang aus Millionen zitternder Sandkörnchen, und die ganze Umgebung wurde plötzlich gemüthlich, spaßig und ganz vernünftig. Stunden auf Stunden verrannen wie Sekunden, und nur daran, daß im Speisezimmer Licht angezündet wurde, erkannte Romaschow deutlich, daß viel Zeit verlossen war und die Nacht anbrach.

„Meine Herren, wollen zu den Mädchen,“ schlug jemand vor. „Kommen Sie alle zur Schleifersch.“

„Zur Schleifersch, zur Schleifersch, Surra!“

Alle rannten hin und her, lärmten mit den Stühlen und Lächten. An diesem Abend ging alles wie von selbst. An der Kasino-Einfahrt hielten schon ein paar zweispännige Phaetons, aber niemand wußte, woher die kamen. In Romaschow tauchte bisweilen ein schwarzer Abgrund von Bewußtlosigkeit auf, die mit Augenblicken besonders hellen, scharfen Begriffsvermögens wechselte. Er sah sich plötzlich in dem Wagen neben Wetkin sitzen. Vorn auf dem Boß saß noch ein dritter, dessen Gesicht Romaschow aber in der Nacht durchaus nicht erkennen konnte, obwohl er sich mit dem Oberkörper kraftlos nach rechts und links hin und her schwanke zu ihm hinüberbeugte. Sein Gesicht schien dunkel und bald wie verkrüppelt, bald schief verzerrt und war dabei erstaunlich bekannt. Romaschow lachte plötzlich und hörte selbst, wie von der Seite, sein eigenes stumpfes, hölzernes Gelächter.

„Du lügst, Wetkin, ich weiß, wohin wir fahren,“ sagte er

mit trunkenen Schläuheit. „Du führst mich zu Weibern, Freund. Das weiß ich wohl.“

Betäubend auf den Steinen rasselnd, überholte sie ein anderer Wagen. Im Laternenschein huschten unsinnig schnell ein paar braune, unregelmäßig galoppierende Pferde vorüber, ein Kutscher, der über dem Kopf wütend die Krute schwang, und vier Offiziere, die schreiend und pfeifend auf ihren Sitzen rätelten.

Für eine Minute kehrte Romaschow das Bewußtsein mit ungewöhnlicher Klarheit und Deutlichkeit zurück. Ja, er fuhr jetzt an den Ort, wo ein paar Weiber jedem Beliebigen ihren Körper, ihre Liebkosung und das große Geheimnis ihrer Liebe hingaben. Für Geld? Für einen Augenblick? Ach, war das nicht alles einerlei! „Weiber! Weiber!“ schrie ungeduldig eine wilde und zugleich verführerische Stimme. Dazwischen tauchte, wie aus der Ferne, als kaum hörbare Stimme, der Gedanke an Schurotschka auf, aber in dieser Vermischung lag nichts Niedriges, Gemeines, sondern im Gegenteil etwas Tröstendes, Erregendes, das ihn angenehm und leise im Herzen fischelte.

Jetzt würde er sofort zu diesen unbekanntem, noch nie gesehenen, sonderbaren, geheimnisvollen, fesselnden Wesen — zu Frauen kommen! Und seine geheimsten Träume würden mit einem Male Wirklichkeit; er würde sie sehen, sie an der Hand fassen, ihr zärtliches Lachen und Singen hören. Und das würde ein unverständlicher, aber freudiger Trost in dem schrecklichen, leidenden Zustande sein, in dem er sich nach dem einen Weibe in der Welt, nach ihr, nach Schurotschka sehnte! In seinen Gedanken war keine bestimmte sinnliche Absicht. Es zog ihn, den das Weib verstoßen, mit elementarer Kraft in die Sphäre dieser unverhüllten, offenen, einfachen Liebe, wie es in kalter Nacht die müden, erfrorenen Zugbögel zum Leuchtturm hinzieht. Weiter war nichts dabei.

Die Pferde wandten sich nach rechts. Das Rollen der Räder und das Klirren der Metallringe hörte mit einem Male auf. Der Wagen schaukelte weich und stark in Radspuren und Vertiefungen und fuhr einen steilen Berg hinab. Romaschow öffnete die Augen. Tief unten zu seinen Füßen waren in weiter Ausdehnung kleine Lichter unordentlich verstreut. Sie verschwanden bald hinter Bäumen und unsichtbaren Häusern, bald sprangen sie wieder hervor, und es schien, als wenn dort im Tale eine große aufgelöste Menge, eine phantastische Prozession mit Laternen in der Hand dahinzog. Einen Augenblick drang von irgendwoher ein warmer Wermudust herüber, ein großer dunkler Zweig rauschte über den Köpfen, und sofort wehte es kalt und feucht, wie aus einem alten Keller.

„Wohin fahren wir?“ fragte Romaschow wieder.

„In die Vorstadt!“ rief der vorn Sitzende, und Romaschow dachte erstaunt: „Ach ja, das ist ja der Leutnant Epifanow.“

„Wir fahren zur Schleifersch, waren Sie wirklich noch nicht dort?“

„Scheren Sie sich zum Teufel!“ schrie Romaschow.

Aber Epifanow lachte und sagte:

„Hören Sie, Jurij Merezitsch, wollen wir einmal sagen, daß Sie zum erstenmal im Leben hinaufahren? Ach? Nun, Lieblich! Nun, mein Herz?! — Die lieben das. Was kostet Ihnen das Vergnügen?“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

h. „Italienische“ Blumen. Wenn die ersten Herbstfröste mit den Blumen im Garten aufgeräumt haben, dann mühte eine allgemeine Blumennot in der Markthalle und in den Blumenhandlungen entstehen, wenn nicht der sonnige Süden Italiens und Frankreichs uns mit Blumen versorgte. Innerhalb zwei Jahrzehnte hat sich dieser Blumenimport derart entwickelt, daß jetzt auch den ganzen Winter hindurch eine Blumenfülle herrscht, wie sie sich kaum besser wünschen läßt. Eigentümlicherweise nennt man diese vom Mittelmeergebiete stammenden Blumen für gewöhnlich „Italienische“ Blumen, trotzdem aus Italien eine weit geringere Menge eingeführt wird, als aus Südfrankreich. Die Bezeichnung Niviera-Blumen wäre treffender.

In Italien ist es die Strecke von San Remo bis Ventimiglia, und in Frankreich jene von Mentone bis Cannes, wo die Blumen in kleineren und größeren Gärten herangezogen werden. Die Blumen wachsen dort nicht etwa wild, wie vielfach geglaubt wird, sondern deren Anzucht bereitet nicht geringe Mühe und erfordert viel Arbeit; allerdings ist der Erfolg fast durchweg auch ein recht lohnender. Manchmal gibt es zwar Missernten, doch zählen diese zu den Ausnahmen.

Die Blumengärten lehnen sich terrassenförmig an das zum Meer herabsteigende Gebirge, die Seealpen, an. Zu ihrer Anlage mußten Felsen gesprengt, der Boden tief durchgearbeitet und mit guter Humuserde durchsetzt werden. Schmale Wege führen zu den Gärten, sie sind meist so steil, daß Dünger, Erde und Wasser hinaufgetragen werden müssen. Die Anlage von Brunnen, Schöpfwerken und Leitungsröhren war erforderlich. Auch mancherlei Schubvorrichtungen mußten ausgeführt werden, und manche Blumensorten werden unter Glas gezogen. Ein gefährlicher Feind der Blumentulturen ist ein von Afrika herüberwehender Wind, der „Mistral“; er kommt in unregelmäßigen Zwischenräumen, ganz plötzlich, und führt trockene Wärme mit sich, die den Blumentulturen meist zum Verhängnis wird. Nach dem tagelang andauernden Winde pflegt bei großer Kälte starkes Regenwetter einzusetzen, was den Blumen ebenfalls nicht zusetzt.

Zu normalen Zeiten ist die Blumenernte eine reichliche. In der Hauptsache werden Rosen und Nelken angebaut. Die erste Ernte von diesen Blumen wird im Spätherbst an der italienischen Riviera gewonnen. Ist hier der erste Flor vorüber, dann setzt der Blumenflor auf französischem Gebiete ein, und für die Folge lösen sich beide Länder in der Produktion größerer Mengen wechselseitig ab. Außer Rosen und Nelken werden Margueriten, Levkojen, Reseda, Mimosen, Ranunkeln u. a. m. herangezogen.

Außer für Parfümfabrikation wird an der Riviera selbst nur ein ganz geringes Quantum der gezogenen Blumen verbraucht. Die große Masse geht ins Ausland, und zwar zur Hauptsache nach Deutschland. Der Export nach hier ist der bedeutendste, weil in Deutschland an und für sich ein großer Blumenkonsum herrscht und weil von hier aus nach Skandinavien und Rußland viele Blumen weiter geführt werden. Die Bedeutung und das Anwachsen dieses Blumensports ergibt sich aus folgenden Zahlen über die Einfuhr von Blumen und Blättern nach Deutschland:

	aus Frankreich	aus Italien
1885	90 600 Kilo	28 500 Kilo
1890	184 500 "	252 000 "
1895	268 400 "	765 900 "
1900	1 113 000 "	1 746 400 "

Bei diesen Zahlen ist zu berücksichtigen, daß die Einfuhr aus Frankreich nur aus Blumen besteht, während aus Italien sehr viel Blätter, namentlich Lorbeerblätter nach Deutschland eingeführt werden. Seit die Statistik Blumen und Blätter gesondert aufführt, sieht das Bild folgendermaßen aus:

Einfuhr von Blumen nach Deutschland:

	aus Frankreich	aus Italien
1901	1 020 600 Kilo	226 000 Kilo
1902	1 330 000 "	401 300 "
1903	1 449 200 "	514 400 "
1904	1 757 300 "	552 200 "

Die Blumen werden nur zum Teil von den Züchtern direkt versandt, das meiste wandert nach den Blumenmärkten. Drei Städte sind es namentlich, deren Blumenmärkte sich im Laufe der Zeit zu wahren Blumenbörsen herangebildet haben. Ospidaletti in Italien und Nizza und Cannes in Frankreich. Der Markt setzt in frühesten Morgenstunden ein. Um 8 Uhr bedecken die Engrosexporteure ihren Bedarf, die dann sofort mit der Sichtung, Verpackung und Expedition der Blumen beginnen. Später erscheinen Leute am Markt, die am Orte die Blumen zu allerlei Hinderei verarbeiten und wieder verkaufen, und endlich stellt sich auch das Privatpublikum, namentlich Fremde, ein. Der Preis für die Blumen ist recht schwankend, da Angebot und Nachfrage stetig wechselt. Oft ist das Angebot so stark und die Nachfrage so gering, daß der Erlös kaum die Kosten des Schneidens und des Transportes zum Markt deckt, und dann steigt der Preis bestimmter Blumen wieder plötzlich zu fabelhafter Höhe.

Die nach Deutschland reisenden Blumen gehen entweder direkt mit Güzügen hierher und treffen in 1½ bis 2 Tagen hier ein oder sie reisen als einzelne Paketsendungen bis zu 2½ Tagen. Ein nicht geringer Teil wird jedoch über Paris geleitet, wo eine neue Sichtung und Verpackung des Materials erfolgt. Hierdurch werden die Blumen zwar etwas verteuert, aber sie landen auch in besserem Zustande bei uns an. Nicht selten leidet der Blumentransport sehr, namentlich wenn ein starker Bitterungsumschlag plötzlich eintritt. Da kommen die Blumen entweder erstorben oder verfault an. Der Versand beginnt in der zweiten Hälfte des Oktober und dauert bis Anfang Mai. —

Kulturgeschichtliches.

go. Der Staupeuschlag! Ein Kulturbild aus der „guten, alten Zeit“. Goldiger Sonnenschein liegt über der alten, freien Reichsstadt. Auf dem Marktplatz und in den benachbarten Gassen stehen Kopf an Kopf gedrängt die Menschen, während aus dem Erler der hochgiebeligen Patrizierhäuser stolze Kaufherren und schöne Frauen auf das bunte Treiben zu ihren Füßen herabschauen. Stundenlang haben die Bürger mit ihren Geliebten der Dinge, die da kommen sollen, geharrt, immer mehr und mehr steigert sich die Aufregung, immer ungeduldiger werden die Zuschauer. Da, endlich, verkündet die Kirchturmuhre die achte Morgenstunde, und wie ein Blitz zuckt es durch die Menge, denn nun soll eine jener traurigen Exekutionen erfolgen, an denen die Strafrechtspflege der „guten, alten Zeit“ so überaus reich ist. Der Lärm verstummt, eine unheimliche Stille tritt ein. Aus der Gerichtskanone des im gotischen Stil erbauten Rathhauses schreiten sechs Personen. Voran geht

gemessenen Schrittes der Fronbote, ihm folgt, von zwei Henkersknechten geführt, der Delinquent, an dem die Strafe des Staupeuschlages vollzogen werden soll, ein stattlicher, muskulöser Mann mit entblöhtem Oberkörper; seine Hände sind auf dem Rücken zusammengewunden. In seinem energischen Gesicht spricht sich wilder Trotz aus. Hinter ihm erblickt man den Scharfrichter, der in kurzen Zwischenräumen eine mit eisernen Baden durchflochtene Aute auf den Rücken des armen Sünders niedersaufen läßt. Kein Stieb geht vorbei, jeder Schlag gräbt sich tiefer in die Haut des Unglücklichen ein. Ist das Marterinstrument nicht mehr scharf genug oder zerbricht es, so läßt sich der Henker von dem neben ihm gehenden Jungen ein frisches reiches und setzt dann mit diesem die Exekution fort. Kein Laut entringt sich den festgeschlossenen Lippen des Gemarterten, der mit hagerfüllten Widen die gaffende Menge mustert und nur hin und wieder zusammenzuckt. Langsam geht der Zug über den Marktplatz durch die Gassen bis ans Tor. Der erste Teil der Prozedur ist hiermit beendet, und was nun folgt, bereitet dem Gezüchtigten keine körperlichen Schmerzen, aber es herauf ist eines der höchsten Güter, die der Mensch sein eigen nennt. Nach kurzer Pause nähert sich der Gerichtsschreiber und entfaltet eine Pergamentrolle, aus der er das Urteil vorliest. Tief erschüttert hört der arme Sünder das Erkenntnis, das ihn aus der Stadt verweist. Er ist einer Ohnmacht nahe und stützt sich schwerfällig auf die Schulter seiner Begleiter, bis der Richter selbst herantritt und sein Schwert entblöht, dem Gefangenen befehlt, die beiden Vorderfinger der rechten Hand auf die Waffe zu legen und die Urpfehe zu sprechen. Der Verurteilte weigert sich, die Urpfehe zu schwören. An seiner Stelle leistet der Scharfrichter nun dieselbe und stößt den Sünder über den Grenzstein in das benachbarte Gebiet und verkündet ihm daß er mit Abhaunng der Vorderfinger und abermaliger Landesverweisung bestraft wird, falls er in die Vaterstadt zurückkehren sollte. —

Kunst.

e. s. Die schwedische Malerei zeichnet sich durch ein gewisses Maßhalten in der Ausnutzung moderner Malprobleme aus. Ihr Charakter ist immer, trotz dem Hinneigen zur reinmalerischen Auffassung ein ausgeglichener. Sie übertrieben nicht, sie folgen nicht einseitig einem Chiquenprogramm. Alle Ausstellungen, in denen sie vertreten sind, zeigen tüchtige, reife Künstler, die persönliche Kunst pflegen, ohne geschmacklos zu übertrieben. Auch Hamnerhöi, der augenblicklich bei Schulte ausstellt, zeigt diese gemäßigte, künstlerische Note. Aber man merkt seinen Bildern sofort an, daß ein energisches, betworfenes Können dahinter steht. Sie sind nicht schnell heruntergemalt, darum fehlt ihnen der augenblickliche Reiz vielleicht, der mehr blendet als nachhält. Die lang andauernde Wirkung ist ihnen eigen, den die Werke der alten Meister haben, die ausgereift sind und erst nach und nach ihre Vorzüge enthüllen. Erst bei längerem Zusehen und Verweilen dringt man tiefer ein und entdeckt allerlei, was man zuerst noch nicht gesehen. So geht es auch bei Hamnerhöi. Man kann die Bilder lange betrachten, was man von vielen modernen Bildern nicht sagen kann.

Die ausgestellten Bilder lassen sich in drei Gruppen teilen. Da sind Landschaften. Hier arbeitet der Künstler bewußt auf den großen Eindruck hin. Er wählt daher die Motive so einfach als möglich und meist so, daß große Gegensätze herauskommen. Die große Fläche einer Wiese, darüber ein weiter Himmel. Diese beiden Kontraste sind mit ganzer Kraft einander gegenübergestellt, und volle Ruhe, die dadurch über dem Ganzen liegt, wirkt auf den Betrachter ein. Zuweilen führt noch eine simple Landstraße, zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, in die Ferne, so daß dadurch noch die Vorstellung einer unendlichen Räumlichkeit sich steigert. Aber weiter ist nichts auf dem Bilde zu sehen, kein Mensch. Das schlichte einfache Grün der Rasenfläche, das sanfte Blauweiß und Grau des sich wölbenden Himmels stecken voller Feinheiten in den Tönen. Eine kühle, klare Luft liegt über der Landschaft. Dieses Maßvolle, dieses Zurückhalten tut dem Auge wohl.

Danach wendet man sich den Porträts zu. Diese sind fest und sicher gearbeitet. Hamnerhöi stellt seine Menschen resolut hin. Er meißelt den Kopf energisch heraus. Auch hier bevorzugt er die breiten Gegensätze. Wie solch ein Gesicht breitflächig hingeseht ist, das zeigt bewußte Kraft. Nichts Spielendes, Tändelndes liegt in seiner Art. Aber in allem bleibt der Künstler seinem Material treu. Aus dem Anzuge, dem Kleide holt er breite, farbige Wirkungen heraus. Nichts beschönigt er. Er schmeichelt nicht.

Sein Kontrastieren zu diesen Porträts die stimmungsvollen Interieurs, die an holländische Meister denken lassen. Durch mehrere Räume steht man hindurch, die Türen stehen offen und Sonnenlicht flirrt leise hinein, sucht seinen Weg bis zu den dünnenden Seiten. Mit sorgfältiger Gründlichkeit geht Hamnerhöi dem Dunkel solch Strahlen nach. Die weißen Türen erscheinen in sanftem Rot von der Sonne beleuchtet. Die Stille eines Raumes kommt dadurch gut heraus. Es ist alles in richtiger Raumperspektive malerisch behandelt, so daß das Innere einer Wohnung, ein lang sich hinziehender Flur in vollkommener Ruhe die Abstufungen des Lichts bis ins Dunkle zeigt. Einmal läßt sich der Maler daran genügen, nur einen einfallenden Sonnenstrahl zu malen, und es stimmen darin tausend Stäubchen, wie man es in der Wirklichkeit oft beobachten kann.

Betrachtet man nun noch die ausgestellten Zeichnungen, so lernt man das eingehende Können des Zeichners bewundern. Hier be-

merkt man, wie groß und einfach Hammershöi alles sieht. Seine kleinsten Blätter sind voller Größe. Meisterhaft modelliert er z. B. einen Männerkopf nur aus dem abwechselnden Spiel von Licht und Schatten, und die markigen Züge tauchen wie im Halbdunkel auf. Aber auch über feinere, subtilere Wirkung verfügt sein Stift, wie man aus Skizzen ersehen kann, bei denen jeder Strich notwendig ist und doch das Ganze leicht und wie zufällig erscheint, volles Leben festhaltend, der Natur geformt und aufmerksam folgend.

Physikalisches.

bt. Ein permanentes Gas. Jahrhundert hindurch kannte man sogenannte permanente, d. i. beständige Gase. Es waren diejenigen, die jedem Versuch, sie durch starkes Zusammendrücken in den flüssigen Zustand überzuführen, Widerstand leisteten. In erster Linie gehörten dazu die Bestandteile unserer Luft: Sauerstoff und Stickstoff, dann vor allem noch das leichteste aller Gase, der Wasserstoff. Im Jahre 1877 gelang es den französischen Forschern Cailletet und Pictet, durch Hervorbringung großer Kälte den Sauerstoff und Stickstoff zu verflüssigen, seit Mitte der neunziger Jahre wird flüssige Luft sogar in großen Mengen dargestellt, und alle die neuen Gase, die um jene Zeit in der Luft noch entdeckt worden sind: Argon, Krypton, Xenon, Neon, sind ebenfalls mit Hilfe der großen Kälte, die man durch flüssige Luft — sie ist 194 Grad kalt — oder durch flüssigen Wasserstoff, der sogar 259 Grad kalt ist, nicht nur verflüssigt worden, sondern zum Teil selbst gefroren, so daß sie als feste Körper erschienen. Der Begriff permanentes Gas, so wurde allgemein angenommen, gehörte der Vergangenheit an, jedes Gas konnte bei Anwendung genügender Kälte flüchtig werden.

Aber dieser Schluß war vielleicht doch zu schnell, vielleicht gibt es doch ein permanentes Gas.

In den letzten zwei bis drei Jahren ist ein merkwürdiger Stoff viel genannt worden, das Helium. Dieses Gas erregt vor allem deshalb die ganz besondere Aufmerksamkeit aller Naturforscher, weil die Emanation des strahlenden Radium sich ohne irgendwelche von außen kommenden Kräfte oder Stoffe in Helium verwandelt, hier also eine bisher für undenkbar gehaltene Umwandlung eines Grundstoffes in einen anderen vor sich geht.

Das Helium hat überhaupt eine merkwürdige Geschichte. Entdeckt wurde es im Jahre 1868, aber nicht auf unserer Erde, sondern als ein Bestandteil der heißen Gasschichten, die den Sonnenball einhüllen. Dort muß es in ziemlich reichlicher Menge vorhanden sein, während es auf der Erde gar nicht zu finden war. 1895 wurde jedoch von Ramsay gezeigt, daß dieses Sonnengas — auch den Namen hat es von der Sonne, helios, erhalten — auch auf der Erde in verschiedenen Mineralien enthalten ist. Bald wurde es auch in etwas größeren Mengen, allerdings nur wenige Kubikmeter, dargestellt, und 1898 glaubte Dewar, der das Helium stark zusammenpreßte und abkühlte, es in flüssigem Zustande gesehen zu haben. Es war, wie er später selbst erkannte, eine Täuschung, das Helium blieb bis zur höchsten erzeugten Kälte gasförmig.

Jetzt sind von neuem Versuche zur Verflüssigung des Heliums unternommen worden, und zwar von Döszewski in Krakau. Dieser um die Erzeugung tiefer Temperaturen sehr verdiente Forscher preßte das Gas bis auf einen Druck von 180 Atmosphären zusammen und kühlte es mittels flüssigen Wasserstoffs bis auf 259 Grad Kälte ab. Wenn dann das Gas plötzlich entspannt wird, in Druckgleichgewicht mit der Atmosphäre gesetzt wird, muß zufolge der Ausdehnung des Gases die Temperatur bis unter 271 Grad Kälte sinken. Trotzdem erhielt Döszewski keine Spur von Verflüssigung.

Sollte das Helium zu seinen wunderbaren Eigenschaften auch die haben, ein permanentes Gas zu sein? Der absolute Nullpunkt der Temperatur, diejenige Temperatur, unterhalb deren es keine kältere mehr gibt, wird gewöhnlich zu 273 Grad Kälte angegeben. Nur noch 2 Grad war man von diesem Punkte entfernt, und Helium blieb gasförmig. Würde es auch gasförmig bleiben, wenn es gelänge, noch weiter herunterzukommen, gar den absoluten Nullpunkt zu erreichen? Unsere gesamten Anschauungen von der Struktur der Körper, vom Wesen der Wärme hängen mit der Frage zusammen, ob ein beständig gasförmiger Körper denkbar ist. Es ist daher überaus wichtig, zu entscheiden, ob dies bei Helium zutrifft, ob wir hier in der Tat ein permanentes Gas vor uns haben.

Technisches.

— Genauigkeit der Absteckungsarbeit beim Bau des Simplon-Tunnels. Die am 15. August d. J. stattgehabten Kontrollmessungen im Tunnel haben ergeben, daß die Richtung des nördlichen Teiles von der des südlichen um 202 Millimeter abweicht. Die südliche Tunnelachse ist gegen Osten, die nördliche gegen Westen verschoben. In der Höhenlage besteht ein Unterschied von 87 Millimeter zwischen Nord- und Südende. Die Gesamtlänge des Tunnels, 19755,52 Meter, ist um 790 Millimeter größer als vorher berechnet. Die Fehler müssen angesichts der großen Schwierigkeiten bei den Vermessungen — eigenartige Luftspiegelungen und Nebelbildungen im Tunnel erschwerten die Visuren ganz erheblich — und angesichts der großen Längen, um die es sich handelt, als mäßig bezeichnet werden. Ein

kleiner Fehler lag schon in der als Basis der ganzen Vermessung benutzten eidgenössischen Triangulation der Gegend um den Simplon; dazu kamen unvermeidliche Fehler bei den Messungen selbst infolge von Aenderungen der benutzten Meßplatten und Meßräder durch Temperatureinflüsse; schließlich wurden die schon ohnehin niemals ganz vermeidbaren Fehler bei Winkel- und Nivellementsablesungen durch die oben erwähnten Luftspiegelungen und Nebel noch vergrößert, und alle diese Fehler vergrößerten sich naturgemäß in stets wachsendem Maße mit dem Fortschreiten der Arbeiten. —

(„Schweiz. Bauztg.“)

Humoristisches.

— Der Klügere gibt nach. Der alte Jochen sitzt behaglich auf seinem Ochsenkarren, die kurze Peise in dem zahnlosen Mund, und läßt sich in gemächlichen-Trott von seinem Ochsen den schmalen Wiesenpfad entlang fahren. Plötzlich an einer Biegung des Weges steht Hochschwürden dem friedlichen Gespann gegenüber und wartet darauf, daß der Karren ausbiegt. Aber auch der Ochse bleibt stehen und wartet seinerseits, daß der Pastor den Platz räumt. Ueber eine solche Respektlosigkeit des Ochsen empört, wendet Hochschwürden sich an die bessere Einsicht des Bauern und ruft donnernd:

„Jochen, geht der Pastor dem Ochsen oder der Ochse dem Pastor aus dem Weg?“

Einen Augenblick laut Jochen nachdenklich am Pfeifenstummel, spuckt dann in hohem Vogen aus und meint gelassen: „Dat müßt Ihr untereinander ausmachen, da misch ich mich nitrin!“

— Die Kompagnons. A.: „Die vier Herren drüben am Tisch sind Brüder und Kompagnons.“

B.: „Und welches Geschäft haben sie denn?“

A.: „Der eine ist Chauffeur, der zweite Arzt, der dritte Apotheker und der vierte Sargfabrikant.“

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— „Weiberg'schmad.“ In einem soeben in Wien erschienenen Künstlerkalender ist Rosegger mit folgenden Zeilen vertreten:

Weiberg'schmad.

Is's Dirndl schön,
Will's in Ersten und Letzn hobn.
Is's Dirndl jung,
Will's an Kerl, an fesin, hobn.
Is's Dirndl brab,
Will's in Westn zan Liebstin hobn,
Is's Dirndl schlecht,
Will's in Liebstin zan Westn hobn. —

— Die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“, deren Zweck es ist, „herborragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen“, hat im ersten Geschäftsjahr rund 17 000 M. zu Ausgaben verwendet, im zweiten 38 000 M.; für dieses Jahr beträgt die Summe mindestens 53 000 M. —

— „Totentanz“, Dichtung von Max Marold, Musik von Josef Reiter wird am Sonntag im Hoftheater zu Dessau zum erstenmal in Szene gehen. —

— Bei den nächstjährigen Bahreuther Bühnen-Festspielen wird Marie Wittich vom Dresdener Hoftheater die Solde singen. —

— Dem Wiener Bildhauer Franz Mekner ist ein Mozart-Denkmal für Prag übertragen worden. —

— 120 Historische Zeichnungen auf Stein wurden dem Britisch-Museum zum Geschenk gemacht. —

— Die Lipperheidesche Kostüm-Bibliothek ist im Kunstgewerbe-Museum aufgestellt worden. Sie fällt in dem Neubau das ganze Erdgeschöß des Bibliothekflügels. —

— Von der Nordpol-Expedition Amundsens, die am 18. Juni 1903 Norwegen mit der Absicht verließ, wenn möglich die Lage des magnetischen Nordpols festzustellen, ist über Kanaba in Kristiania eine Nachricht eingetroffen. Sie besagt, daß die Expedition das erste Jahr gut verbracht und daß die Teilnehmer hoffen, im Herbst 1905 in San Franzisko einzutreffen. —

— Aus Emden wird der „Ndn. Jtg.“ berichtet: Auf der hiesigen neuen Dreifabrik des rheinisch-westfälischen Kohlenyndikats wurde dieser Tage die größte Verladebrücke Deutschlands zunächst probeweise in Betrieb genommen. Die Verladeanlagen bestehen aus zwei Verladebrücken von 4000 Kilogramm Tragkraft, zwei Portalkränen von 7500 Kilogramm Tragkraft und einer Elektrohängebahn von 60 t Leistung in der Stunde. Die jetzt zunächst erprobte Brücke hat eine Kranfahrlänge von 156 Metern; ihr Gewicht beträgt etwa 350 000 Kilogramm und ihre Leistung 50 000 Kilogramm pro Stunde. —